

Gedanken des Evangelischen Militärpfarrers zu den Vorkommnissen in Afghanistan



Bild: Bundeswehr

Liebe Bundeswehrangehörige,

Es ist lange her. In ihrer Neujahrespredigt zum 1. Januar 2010 behauptete die damalige evangelische Bischöfin Margot Käßmann: „Nichts ist gut in Afghanistan.“ Ein Sturm der Entrüstung entlud sich über sie.

Auch ich fand das damals unerträglich besserwisserisch und provokant ungerecht und moralinsauer.

Denn hatte Gerhard Schröder nach den teuflischen Al-Qaida-Anschlägen vom 11. September 2001 nicht recht gehabt, als er den Vereinigten Staaten unsere „uneingeschränkte Solidarität“ versprach?

Und Peter Struck 2003 mit seinem Satz von unserer Freiheit, die am Hindukusch verteidigt wird?

Hatte nicht auch Angela Merkel recht, die seit 2005 für die deutsche Präsenz in Afghanistan mit dem Argument warb: Frauen könnten dort nach dem Ende der Taliban-Herrschaft ein freieres Leben führen, Mädchen zumindest ein paar Jahre in die Schule gehen?

Und jetzt? War alles vergebens? Frauenrechte und Freiheit futsch, eine neue Flüchtlingswelle im Anrollen?

Ich frage mich heute ganz ernsthaft: entsprang Frau Käßmanns Ausruf vor 11 Jahren vielleicht einem ganz anderen, tieferen Verständnis? Vor allem, wenn man sich die folgenden Sätze der Predigt in Erinnerung ruft und sie nicht aus dem Kontext reißt. Dort heißt es:

Wir brauchen Menschen, die nicht erschrecken vor der Logik des Krieges, sondern ein klares Friedenszeugnis in der Welt abgeben, gegen Gewalt und Krieg aufbegehren und ... jetzt den Mut (haben) von Alternativen zu reden.

Manche finden das naiv, so Frau Käsmann weiter, ein Bundeswehroffizier schrieb ihr, etwas zynisch, sie meinte wohl, sie könnte mit weiblichem Charme Taliban vom Frieden überzeugen. Ihre Antwort: „Ich bin nicht naiv. Aber Waffen schaffen offensichtlich auch keinen Frieden in Afghanistan.“ Wir brauchen mehr Fantasie für den Frieden, für ganz andere Formen, Konflikte zu bewältigen.

Wahrhaft prophetische Sätze. Nicht, weil es Erfolg gehabt hätte, was Käsmann damals forderte: „Mehr Fantasie für den Frieden“. Leider nicht.

Vielmehr ist das eingetreten, wovor sie warnte: „Waffen schaffen offensichtlich auch keinen Frieden in Afghanistan.“

Die Bilder der letzten Tage vom Flughafen in Kabul und die Kommentare vom „gänzlichen Versagen“ -so der Spiegel- der USA und ihrer Alliierten, treffen uns hier und heute an verantwortlicher Stelle bis ins Mark. Es ist eingetreten, wovor Peter Struck warnte, als er in seinen Memoiren schrieb:

Jeder, der leichthin davon spricht, dass die Bundeswehr sich schnellstens zurückziehen müsse, sollte wissen, dass dies genau das Ziel der Terroristen ist. Sie würden diesen Rückzug nicht als humanitären Erfolg für die Menschen in Afghanistan sehen, sondern als Sieg in einer Auseinandersetzung, die für sie ein Krieg sowohl gegen das afghanische Volk als auch gegen die westlichen Truppen ist. (Peter Struck, So läuft das. Politik mit Ecken und Kanten, Berlin 2011, S. 110 ff)

Wie hören sich diese Sätze heute zehn Jahre später an? Was ist aus der Behauptung geworden, dass durch die Anwesenheit der westlichen Truppen gesellschaftliche Veränderungen in Afghanistan ermöglicht werden sollten: Aufbau von zivilgesellschaftlichen Strukturen und Bildungseinrichtungen, insbesondere für Frauen?

Unbestritten ist, dass in vielen Ortschaften eine soziale Infrastruktur entstanden ist, Schulen gebaut wurden, der Benachteiligung von Mädchen und Frauen entgegengewirkt werden und ansatzweise so etwas wie eine offene Gesellschaft entstehen konnte.

Doch was nicht gelungen ist: Lebensverhältnisse aufzubauen, die nicht angewiesen sind auf eine Dauerpräsenz des Krieges. So bleibt am Schluss die bittere Erkenntnis, dass sich in Afghanistan die militärische Interventionspolitik selbst ad absurdum geführt hat: zu glauben, man könne mit einem riesigen Militärapparat eine Gesellschaft transformieren.

Was vielleicht durch eine militärische Intervention gelingen mag ist „Zeit zu kaufen“, einen bewaffneten Konflikt zum Stillstand zu bringen, um so Bedingungen zu schaffen für zivilgesellschaftliche Veränderungen. Zeitfenster für Verhandlungen zu öffnen. Aber zu glauben, innerhalb eines jahrzehntelangen Krieges ein Staatswesen aufbauen zu können, dass die Menschenrechte zur Grundlage hat, ist eine gefährliche, und vor allem sehr teure Illusion.

So steht zu befürchten, dass in wenigen Wochen in Afghanistan wieder ähnliche Verhältnisse herrschen werden wie vor 2001, die zur militärischen Intervention geführt haben. Hatte Frau Käßmann 2010 vielleicht diese Gefahr im Blick?

Denn unabhängig davon, wie ein bewaffneter Konflikt ausgeht – zwei Dinge bleiben: Die Menschen vor Ort müssen auch nach einem Krieg in Frieden leben und miteinander existieren können. Dazu kommt ein zweites, das leicht übersehen wird: zu diesen Menschen gehören auch diejenigen, gegen die der Krieg geführt wurde.

Denn Frieden bedeutet: auch mein Feind lebt. Frieden schließt man mit Feinden, nicht mit Freunden. Mit ihnen muss man hinfort zusammenleben.

Dafür ist aber die Fantasie nötig, die Margot Käßmann 2010 eingeklagt hat – und zwar nicht am Ende eines Kriegs, sondern von Beginn eines drohenden militärischen Konfliktes an, um diesen entweder zu vermeiden oder doch wenigstens mögliche Gewalt zu minimieren.

Mit großer Sorge schaue ich in diesem Zusammenhang auch nach Mali, wo ich selbst vier Mal im Einsatz war. Ich hoffe und bete, dass wir dort die Fehler aus Afghanistan nicht wiederholen. Bereits heute laufen von uns ausgebildete Soldaten mitsamt Material über und bis zu den beiden letzten Putschen haben wir an einer korrupten Regierung festgehalten. Was sind unsere Ziele dort und wie sieht unsere Exitstrategie aus, damit es eines Tages nicht auch dort unsäglichen Szenen kommt?

Frau Käßmann predigte in Dresden über Worte Jesu aus dem Johannes Evangelium (14,1). Ich denke diese können uns auch heute in unübersichtlicher Situation Trost und Weisung geben:

„Euer Herz erschrecke nicht – glaubt an Gott und glaubt an mich.“

Das ist zuallererst eine Ermutigung: nicht erschrecken! Habt keine Angst! Mit Gottvertrauen nicht Verzweiflung, Vorwürfen und Schuldzuweisungen in die Zukunft sehen. „Glaubt an Gott und glaubt an mich“, sagt Jesus.

Vor allem aber: Das ist etwas ganz anderes als ein „Alles wird gut!“

Denn leider ist eben nicht alles gut. Wir haben allen Grund, zu erschrecken. In diesen Tagen geht es um echtes Erschrecken, tiefe Erschütterung, Lebensangst in einer existentiellen Dimension.

Erschrecken – dort und hier, weil ich erkenne, dass es keine Perspektive gibt für mein Leben.

Erschrecken - ich habe Schuld auf mich geladen. Dienstlich und Privat. Das kann ich nicht wieder gut machen, da gibt es keinen Weg zurück.

Erschrecken in der Pandemie - ich bin krank, ich werde sterben. Auf einmal muss ich begreifen: mein Leben, unser aller Leben, ist endlich.

Sich selbst konfrontieren mit den großen Fragen des Lebens, mit all dem was mein Leben in Frage stellt, das braucht Mut und Vertrauen. Gottvertrauen.

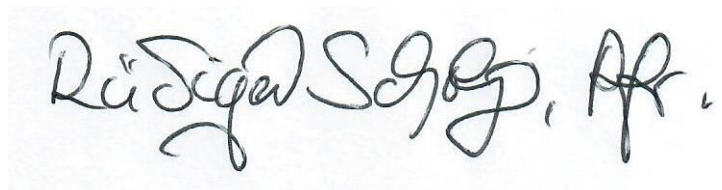
Das meint Jesus mit seiner Aufforderung: Glaubt an Gott und glaubt an mich. Vertraut euch an! Ihr könnt nie tiefer fallen als in Gottes Hand. Unser Gott weiß etwas vom Leben, weil er eben nicht in fernen Himmelswelten blieb, sondern mitten unter uns war, auch Leid, Sterben und Tod kennt. An ihn glauben heißt, die Spannungen unseres Lebens nicht ausblenden, sondern mutig aus Gottes Hand nehmen, was kommt und unser Leben verantwortlich gestalten so gut wir es vermögen. Und da, wo wir scheitern auf Gottes Vergebung und einen Neuanfang vertrauen.

In diesem Zusammenhang ist mir noch eine Sache persönlich sehr wichtig: immer wieder ist in diesen Tagen zu lesen, deutsche Soldaten seien „umsonst“ gestorben. Das ist nicht der Fall. Im Gegenteil. Ich möchte deshalb schließen mit Worten aus dem Tagesbefehl unseres Generalinspektors zur Evakuierungsoperation in Kabul: „Alle Afghanistanveteranen können ungeachtet der aktuellen Entwicklungen mit Stolz auf ihren Dienst und ihre Leistungen blicken. Dadurch ehren Sie auch all jene, die im Einsatz gestorben und gefallen oder an Leib und Seele verwundet wurden.“

Nehmen wir diese Haltung an: Vertrauen wagen und Mut erbitten. Durchaus auch für unkonventionelle Lösungen.

Ihr Evangelischer Militärfarrer

Rüdiger Scholz, SHAPE

A handwritten signature in black ink that reads "Rüdiger Scholz, Af." The signature is written in a cursive, flowing style.